

Ein starker Film gegen das Schweigen

KINO Im Dokfilm «Als die Sonne vom Himmel fiel», verbindet Aya Domenig die Geschichte ihrer japanischen Grosseltern mit den Folgen der Atombombe. Und zeigt Parallelen zu heute auf.

ANDREAS STOCK
kultur@luzernerzeitung.ch

Dies ist nicht ein weiterer Film über die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki im August 1945. Der eindrückliche Dokumentarfilm «Als die Sonne vom Himmel fiel» der japanisch-schweizerischen Filmemacherin Aya Domenig, der am Filmfestival Locarno seine Premiere feierte, geht über die Zeugnisse von Atombombenopfern hinaus. «Mich interessierte der Bezug zur Gegenwart. Vor allem, wie das Ereignis das Leben der Betroffenen verändert hat», sagt die 43-jährige Regisseurin.

Das Thema gefunden hat die in Japan geborene und in der Schweiz aufgewachsene Aya Domenig in der eigenen Familie: «Ich wusste schon als kleines Kind, dass mein Grossvater den Abwurf der Atombombe auf Hiroshima erlebt hatte. Aber er wollte nie darüber reden; es sei zu furchtbar.» Ihr Grossvater war damals als Arzt am Rotkreuzspital von Hiroshima tätig; er verstarb Jahrzehnte später vermutlich an den Spätfolgen der inneren Verstrahlung.

Zivilcourage, die beeindruckt

In der Filmschule hatte Domenig erstmals daran gedacht, ihren Diplomfilm darüber zu drehen; doch sie begann das Projekt zunächst privat und ohne Fördergelder: «Die Zeit war reif», erklärt die Regisseurin; ihre Grossmutter war bereits Mitte 80 (sie verstarb 87-jährig, einen Monat nach Ende der Dreharbeiten).

«Ich stiess über das Internet auf Krankenschwestern, die meinen Grossvater gekannt hatten, und war erstaunt, wie viele von ihnen noch leben. Sie gehören zur letzten Generation jener, die noch Zeugen waren. Mir schien es wichtig, die Erinnerungen aus dieser Perspektive zu sammeln.»

In der Folge kristallisierten sich neben der Grossmutter zwei zentrale Protagonisten heraus: die 93-jährige Chizuko Uchida, die 1945 als Krankenschwester



Chizuko Uchida arbeitete 1945 in Hiroshima als Krankenschwester, als die Atombombe abgeworfen wurde.

PD

tätig war und sich bis heute als Atomgegnerin und Pazifistin engagiert.

Und der mittlerweile 98-jährige Arzt Shuntaro Hida; er war ebenfalls Arzt in Hiroshima und leitete bis im Alter von 92 Jahren eine eigene Klinik, die sich ausschliesslich mit den Folgeschäden bei Strahlenopfern und deren Kinder und Enkelkindern beschäftigt. «Er hat rund 6000 Patienten behandelt und verfügt über ein ungemein grosses Wissen», sagt die Filmemacherin.

Die Zensur der Besitzer

Diese Zeitzeugen sind ein grosses Geschenk für den Film. Es sind beeindruckende Menschen, die trotz schweren Erfahrungen ihren Humor und Optimismus behalten haben – «man kann viel von ihnen lernen», sagt Domenig, «ich bin sehr berührt von ihrer Zivilcourage und ihrem unermüdlichen Engagement.»

«Als die Sonne vom Himmel fiel» verbindet feinfühlig und klug die eigene Familiengeschichte mit der gesellschaftlichen Entwicklung. Unter anderem zeigt er die Diskrepanz darin, wie Japan einerseits der Atombombenabwürfe gedenkt, andererseits aber die Opfer stigmatisiert wurden und es keine wirkliche kritische Aufarbeitung gab. So werden gemäss Hida die Gesundheitsschäden weiterhin massiv unterschätzt, was auch auf die Zensur zurückzuführen sei, die damals die US-Besatzungsmacht durchgesetzt hatte.

Kollektiv wichtiger als Individuum

Aya Domenig war in der Schweiz und bereitete ihre geplanten Dreharbeiten für April in Japan vor, als sich im März 2011 die AKW-Katastrophe in Fukushima ereignete. «Ich habe mit meinen Protagonisten telefoniert, die mir erzählten, dass sie den Opfern

helfen wollten. Wir haben alle sofort die Parallelen gesehen», erinnert sie sich. «Fukushima hat mir die Augen geöffnet. Dadurch habe ich vieles aus der Vergangenheit besser verstanden und umgekehrt», sagt die Regisseurin. «Gerade das Schweigen war mir zuvor als ein zentraler Aspekt nicht so bewusst – dieses über eine Katastrophe nicht reden zu können.»

Es wiederholte sich zudem, dass es Zivilcourage und Mut braucht, eine Meinung zu äussern oder die Behörden zu kritisieren, weiss Domenig. Japan sei eben immer noch eine Gesellschaft, in der das Kollektiv betont werde, das Individuum als weniger wichtig gelte. Das wird auch im Film spürbar.

Mit «Als die Sonne vom Himmel fiel» gelingt es Aya Domenig sehr schön, eine Balance zwischen familiärer Nähe und respektvoller Distanz zu finden und über

das Erinnern, Bewahren und Schweigen zu reflektieren. «Es war eine grosse Herausforderung, zwei historische Ereignisse, die Familiengeschichte und die weiteren Protagonisten, die ich in gut 100 Stunden Filmmaterial und japanisch gesprochen versammelt hatte, zu verdichten», sagt Domenig über den Filmschnitt. Und betont die sehr gute, wertvolle Zusammenarbeit mit der bekannten Cutterin Tania Stöcklin.

★★★★☆

HINWEIS

«Als die Sonne vom Himmel fiel» läuft ab Donnerstag im Stadtkino Luzern. Bei der Premiere um 18.30 ist die Regisseurin anwesend.



Trailer zu allen aktuellen Kinofilmen finden Sie unter: www.luzernerzeitung.ch/kino

Der Fotograf, der immer da ist, wenn sonst keiner da ist

FOTO Pascal Mora schoss das Pressebild des Landes. Jetzt ist er als Schweizer Fotograf des Jahres nominiert. Eine Nahaufnahme.

Der Mann funktioniert wie eine Kamera. Sein Blick schwenkt durchs Café vom Kellner («Cappuccino mit Wasser») zur Fotografin («fest angestellt oder freischaffend?») aufs Handy. Rastlos, suchend. Wird ihm eine Frage gestellt, die ihn interessiert, fokussiert er – und drückt dann verbal ab. Pascal Mora spricht mit der Geschwindigkeit eines ratternden Kameraverschlusses.

«Die «New York Times» mailte mich an, ich hielt mir die Woche frei, sie gaben mir die richtige Info zum richtigen Zeitpunkt. Erst sass ich mit den «Times»-Journalisten in der Lobby, dann ging ich zum Seiteneingang, um 6.38 Uhr am 27. Mai 2015 schoss ich das Bild.»

Eine Ikone der Pressefotografie

Simpel. Wie das meiste, was Pascal Mora (32) an diesem Nachmittag in Stakkato über seine Arbeit erzählt. Aber auch Mora weiss, dass es so simpel nicht war. Das Resultat dieses verkürzten Ablaufs ist nicht weniger als das bedeutendste Schweizer Pressebild 2015. Die Abführung verhafteter Fifa-Funktionäre. Via Seiteneingang des Zürcher Luxus-hotels Baur au Lac. Die mutmasslich korrupten Verbandsvertreter diskret ab-



Mit diesem Bild gelang Pascal Mora das prämierte Schweizer Pressefoto 2015.

Keystone/Pascal Mora

geschirmt mit einem weissen Leintuch. Symbolik.

Seither befindet sich der Weltfussballverband im freien Fall. Pascal Mora ist in der Gegenrichtung unterwegs. Nominierung zum Schweizer Fotografen des Jahres, Folgeaufträge für die «New York Times». Und eine Ikone der Pressefotografie im Portfolio.

Mit Mora über seine Fotografie zu diskutieren, ist unmöglich. Fragen nach der Bildkomposition im Fifa-Bild beantwortet Mora mit einem Schulterzucken. Fragen nach Vorbildern mit einem Seufzer. Sein Stil? Mora schnaubt. Und sagt dann:

«Ehrlich, mein Stil ist ehrlich.» Der Blick schweift wieder durch den Raum.

«Auch ganz schön anstrengend»

Unrast gehört bei Mora zur Methode. Fabian Eberhard, Journalist bei der «Sonntagszeitung», hat mit Mora 2013 während der Gezi-Park-Proteste in Istanbul gearbeitet. Mora sei stets professionell, «aber auch ganz schön anstrengend». Auf der Suche nach dem besten Bild hetze er Journalisten durch die Gegend. Doch: «Trotz aller Hektik macht er sich stets Gedanken über die Geschehnisse hinter seinen Bildern. Er ist



Pascal Mora (32) war auch in Libyen und Syrien.

Aargauer Zeitung/Sandra Ardizzzone

ein Fotograf mit Haltung.» Mora ist einer dieser rastlosen Fotografen, die ihre Bilder nicht zum Selbstzweck schiessen. Ein Dokumentarist der Zeit, immer nach dem Puls der Welt suchend.

Im Krieg

Diese Suche trieb ihn seit 2011 an Orte, an denen nicht mehr allzu viele Kollegen unterwegs waren. Die Suche trieb ihn in den Krieg. «Für die Generation vor mir war die Initialzündung der Bosnienkrieg. Für mich war es Libyen», sagt Mora. Er flog 2011 nach Kairo, mietete dort einen Fahrer, der ihn

an die libysche Grenze brachte. Dann arbeitete er sich bis nach Tripolis vor. Ohne Arabischkenntnisse, ohne Schutzweste, ohne Helm – und ohne Erfahrung. «Das war vielleicht naiv, aber irgendwie muss man anfangen.» Seither kamen viele Brennpunkte der Umwälzungen im Nahen und Mittleren Osten dazu. Ägypten, Afghanistan, Syrien. Länder, in denen Berufskollegen von Mora den Tod fanden. Trotzdem sagt er: «Ich bin keine Rampensau.» Angst sei wichtig.

Da sein, wenns zählt

Nach Syrien geht Mora nicht mehr. Die Lage ist ihm zu unübersichtlich geworden. Als er in Aleppo arbeitete, war der Frontverlauf auch schon schwer zu erkennen. «Und trotzdem finde ich, dass wir die Fotografen und Journalisten respektieren müssen, die immer noch nach Syrien reingehen. Sie bringen diesen Krieg an die Öffentlichkeit.»

Den Fotografen Mora gäbe es ohne seine Arbeit an den Brennpunkten dieser Welt nicht. Sein bisher berühmtestes Bild hat er ironischerweise im beschaulichen Zürich geschossen. Weil er das tat, was er immer tut: da sein, wenn andere nicht da sind. Er war da, in einem dieser seltenen Momente, als in der Schweiz Weltgeschichte geschrieben wurde und die alte Fifa hinter einem weissen Leintuch in einen Opel Corsa verladen wurde.

BENNO TUCHSCHMID
kultur@luzernerzeitung.ch

HINWEIS

Der Preis «Schweizer Fotograf des Jahres» wird am 8. Januar an der Photo 16 (8. 1.–12. 1.) in den Maag-Hallen verliehen. www.photo-schweiz.ch